

Hufar Martin.

Eine Wandergeschichte von Georg Juchacz von Dampfle.

Ich denke an die Zeit zurück, wo ich noch nicht den bürgerlichen Hof trug, sondern die Kittel, und allerlei Gestalten tauchen wieder vor meiner Erinnerung auf und gewinnen Leben vor meinem geistigen Auge.

Er war mittelgroß, unterseits und kräftig, hatte einen kurzgehorenen schwarzen Kopf und einen Anflug von Schnurrbart. Was ihn ganz besonders auszeichnete, war seine ungeheure Ruhe und Häuslichkeit.

Und er dankte. Ich folgte einer Einladung oder dergleichen. Kam ich dann aber etwa so gegen acht Uhr Abends nach Hause, so öffnete mir Martin. Und wenn ich ihn dann fragte, ob er denn nicht ausginge, entgegnete er jedesmal: „Ich wollte lieber derheim bleiben, Herr Leutnant.“

Wie ich später herausfand, sparte er sich das Geld, das er von mir erhielt, um es seiner alten Mutter zu schicken, die Gutsauszüglerin in seinem Heimatshofe Langhemmersdorf war.

Oder er ging in den Stall und sah nach meinen Pferden. Pferde liebte er über alles. Wie fand meine Thiere so vorzüglich gewartet gewesen wie damals. Er legte seinen Stolz daran, daß sie stets saubere Hufe hatten, immer die Mähne und den Schweif gut ausgelesen, haubfrei und glatt gebürstet, und vor allem, daß sie sich im Haar spiegelblank hielten, auch im Winter, obwohl mein Stall nicht besonders warm war.

Im Stalle hockte er immer. Er hatte ewig an den drei Thieren zu thun, zu säubern, zu fresseln, zu büsteln, oder die Streu zu machen, an den Zäumungen zu pupen, die Sättel zu waschen. Und über den Pferden vergaß er das, was im Leben seiner Kameraden sonst keine geringe Rolle zu spielen pflegt: den Schop. Er hatte mit seiner Köchin, seinem Stubenmädchen Freundschaft geschlossen und besuchte sie nie den Langboden.

Ich sprach einmal mit ihm darüber, das war zu Gelegenheit des Schwadronsballes, zu dem er freilich gekommen war, weil alle kamen, aber bei dem ich ihn in einer Ecke stehen fand, ohne zu tanzen. Ich fragte: „Na Martin, tanzen Sie denn garnicht?“

„Nein, Herr Leutnant!“ „Warum denn nicht?“ „Ich werch ericht mal abwarten, Herr Leutnant!“

Während gab ich ihm ein paar Cigaretten, dann sagte ich die Frau „Wachmeisterin“ um die Taille und walzte los. Als wir an ihm vorbeikamen, sah ich ihn mit ein paar anderen am Tisch sitzen und rauchen.

Ich erledigte noch meine weiteren Pflichten mit der Frau meines Mitmeisters, die auch erziehen war, und mit der „Wachmeisterin“ u. s. f. Dann lernte ich noch pflichtschuldig mit den älteren Unteroffizieren ein Glas Bier auf das Wohl des Regiments und ging nach Hause.

Wer öffnete mir? Martin! „Kannst! Martin, ich denke, Sie wollten noch tanzen?“

Er antwortete mit einer Redensart, die unsere Hufaren gebräuchlich, an anzudeuten, daß sie krank sind. Er sagte: „Mir war nicht recht hübsch, Herr Leutnant!“

Das Manöver kam, daß letzte, das Martin in seiner Dienstzeit erleben sollte, denn er war mit seinen drei Jahren fertig und wurde im Herbst zur Reserve entlassen.

Im Manöver war mein Vorgesetzter vorzüglich. Er wußte mit mein Quartier angenehm und behaglich zu machen, er warf, wenn ich beim Bauer lag, die entsetzlichen Federbetten heraus und verschaffte mir statt dessen eine Pferdebede. Er bestellte mir das Essen möglichst wenig fett, und im Stall sorgte er dafür, daß wir einen Koffenhand belamen und daß geküßt wurde. Etwas, was sonst der Bauer nicht immer kennt.

Ganz am Ende des Manövers — ich führte die Schwadron für den gestützten Mittmeister — kamen wir in ein großes, schönes Dorf der Elbiederung. Es

hieß, glaube ich, Damnik. Dort blieben wir über eine Woche. Ich lag bei Gutsbesitzer Fiedler in No. 16, gerade neben dem Goshause. Das Dorf hatte wie gewöhnlich nur eine Hauptgasse, zu deren beiden Seiten die Häuser standen. In der Mitte der Straße befand sich eine Wiese, auf der ungezählte Gänse herumkriechen und schrien, und gerade vor dem Wirthshause ein Hümpel mit verhältnismäßig klarem Wasser. Wir stellten regelmäßig die Pferde gegen Abend hinein, deren Weine bei den Übungen am meisten gelitten hatten.

Mein Zimmer war die „gute Stube“ des Bauern und lag an der Ecke mit dem Blick auf die Dorfstraße einerseits und in den Garten des Wirthshauses nach der anderen Seite. Wir waren sehr spät eingerückt, das Manöver hatte ganz besonders lange gedauert. Da wir die Nacht vorher bisweilen hatten und ich am Morgen eine anstrengende Offizierspatrouille gehabt, fühlte ich mich ein wenig abgemüht. Ich entledigte mich der Stiefel und legte mich auf das alte, harte Sofa in meinem Zimmer.

Vom Hofe unten klang das regelmäßige Klusteln der Striegel herauf, die Martin beim Pferdeputzen auf die Steine aufschlug, um den Staub und Schmutz daraus zu entfernen. Sonst war vollkommene Stille, kein Wind, und man hörte alle Laute des Bauernhofes: das dumpfe Rufen aus dem Kuhstall, das Klackern des Hofbundes, Ab und zu quatschte einmal eine Treppentreppe, wenn Jemand mit bloßen Füßen heraufkam.

Da war es mir, als ob Martin auf dem Hofe spräche. Immer hörte ich seine brummige Stimme. Zuerst dachte ich, er unterhielte sich mit meiner Fuchshüte Georgette, die er sehr gern hatte — das einzige weibliche Wesen, das er so gar manchmal küßte — aber so viel ich wußte, pökte er den Wallach, und mit dem sprach Martin sonst nie. Er war nicht sehr liebenswürdig, ein bisschen typisch — genug, Martin mochte ihn von den drei Pferden am wenigsten gern. Höflich war es mir, als antwortete ihm eine weibliche Stimme.

Martin und ein Frauenzimmer? Das schien mir doch höchst sonderbar, fast unmöglich. Ich sprang auf und trat an's Fenster; Martin stand richtig, wie ich vermuthet, mit dem Wallach — an der niedrigen Hofmauer und war beim Pupen. Ab und zu hielt er inne, neigte sich zum Nebengrundstück und sprach mit einem weiblichen Wesen. Es war ein schlankes, wie es schien, großes Mädchen mit blondem Haar, nach Art der Dorfleute durch Wasser an den Kopf geklebt. Das verriet die dunklen und nassen Stellen an Scheitel und Schläfen. Sie war etwas häßlicher gekleidet als die Mädchen sonst im Dorfe.

Kaum hatte ich sie gesehen, als vom Wirthshause her eine Stimme rief: „Marie, wo sein Sie denn heute?“ Und mit einem: „Kommt schon!“ drückte sie Martin über die Hofmauer herüber die Hand und verschwand im Garten des Wirthshauses. Martin sah ihr aufmerksam nach, dann begann er wieder zu pupen.

Eine Stunde später brachte er mir das Abendessen. Er war ganz so wie sonst. Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, als er saure Milch, Brot und Eier, mein gewöhnliches Manöveressen, auf den Tisch stellte: „Kann Martin, ich denke, Sie verachten ganz die Mädel?“

Er wurde dunkelroth und sah mich erstaunt an. Ich fragte: „Wer war denn die an der Mauer?“ „Das freilein vom Goshause, Herr Leutnant!“

Und ich fuhr fort, um ihn in Verlegenheit zu setzen: „Aber Martin, sind Sie denn im Manöver anders geworden?“

Martin plakte heraus: „Wir sein „Landler“, Herr Leutnant!“ Unter „Landler“ verstehen unsere Leute, daß sie aus derselben Gegend, aus demselben Orte sind.

Dann verschwand Martin schleunigst. Der nächste Tag war Sonntag. Am Nachmittag sollten die Leute ihr Zeug in Stand setzen und Pferd und Mann sich erholen. Martin hatte meine drei Thiere gepupst und war fertig mit allem. Er kam zu mir in mein Zimmer: „Haben Herr Leutnant noch Befehle bis zum Abendhau?“

„Nein, Martin — warum?“ fragte ich.

Er zick sich die Hufe mit den Fingerspitzen: „Ich möchte auch mal fertiggeben, Herr Leutnant.“

Da fiel mir die „Landler“ vom Wirthshause ein: „Sie wollen wohl mal rüber?“

Martin war immer ehrlich. Er wurde wieder roth und sagte: „Zu Befehl, Herr Leutnant!“

„Na gut — meinestwegen!“ „Ich hatte mich mit einem Reservier Offizier meiner Schwadron, der auf einem einzelnen Schößt zehn Minuten entfernt lag, verabredet, uns im Wirthshause zu treffen. Da es in der Hinterstube sogar ein Billard gab, so spielten wir eine Partie. Das Mädchen, mit dem Martin gesprochen, die Marie, brachte uns das Bier. Sie sah, in der Wade betrachtet, nicht übel aus. Ich konnte es mir nicht verfangen, sie zu fragen: „Sie sind aus Langhemmersdorf?“

Sie fuhr heran und lachte: „Ja, wohl, Herr Leutnant, aus Langhemmersdorf! Warum denn?“

Tabei hatte sie etwas Vorliegendes, Verschlagenes, das mir nicht gefiel. Ich antwortete: „Ich frage, weil mein Vorgesetzter auch aus Langhemmersdorf ist.“

Sie that ganz gleichgültig: „Das konnte schon sein!“

Da vermochte ich mich nicht enthalten zu sagen: „Sie kennen ihn ja, Martin.“

„Völlig sah sie mich von der Seite an: „Martinn, na ja — ganz hübscher Mann!“ Dann blickte sie hinaus.

„Das ist aber ein Mädel, die hat's faulisch hinter den Ohren!“ meinte lachend der Reservieroffizier.

Als wir nach einer Stunde gingen und durch die Vorderstube kamen, standen mehrere Hufaren auf, die dort gefessen hatten. Unter ihnen Martin, der sich dicht am Büffet befand.

Abfichtlich sah ich ihn nicht an. Draußen vor dem Wirthshause lagen ein paar junge Leute herum, wie so oft in den Dörfern, wenn Feierabend ist. Einer davon hatte dicht am Fenster gestanden und hineingeblickt. Er wich in dem Augenblick zurück, als wir vorbeikamen. Es war ein großer Kerl mit hübschem Gesicht, das nur, trotz des dichten Schnurrbartes, durch eine Hofenohre entsetzt wurde. Und als ich mich dann von meinem Kameraden getrennt hatte und in meiner Stube zum Fenster hinausblickte, bemerkte ich denselben Kerl wiederum am Wirthshause herumlungern.

Martin kam aus der Thür. Es war Zeit zum Abendhau. Die Marie, seine Landsmännin, gab ihm das Geleit. Sie sprachen noch miteinander. Da trat plötzlich der mit der Hofenohre dazu. Das Mädchen verschwand sofort. Martin schien ganz ruhig seinen Weg fortsetzen zu wollen, er gab sich offenbar Mühe, gar nicht auf den Hofener zu achten, der bis an unsern Hof nebenherging, ohne ein Wort zu sprechen, nur immerfort drohende Blicke werfend. Ganz gleichgültig und gelassen schlug ihm Martin das Hothor vor der Nase hin.

Wieder brachte mir mein Vorgesetzter das Abendbrot: meine gewohnte Milch, mit Brot und Eiern, und dabei befragte ich ihn: „Wer ist denn der lange Kerl, der bis ans Thor hier mitläuft?“

„Der Brunnemacher aus Seifersdorf, Herr Leutnant.“

„Was wollte er denn von Ihnen?“ „Nun, Martin?“

„Endlich kam es heraus: „Er is wutig wegen der Marie, Herr Leutnant.“ Der nächste Sonntag war der letzte Tag in Damnik, denn am Montag nach den Übungen sollte der Mädelmarsch in die Garnison angetreten werden.

Am Wirthshause war für diesen Abend Tanzmusik angelegt, und ich hätte meinen Leuten den Besuch gestattet, jedoch nur bis elf Uhr Abends, sonst gab es zuviel gedrückte Pferde am nächsten Tage, von denen, die auf dem Marsche schliefen.

Wie ich gar nicht anders erwartet hatte, bei Martin um die Erlaubnis, nachdem er Abends die Pferde verforzt, zu Tanze gehen zu dürfen. Ich gab sie ihm mit den Worten: „Na, Martin, es ist ja das letzte Mal! Sind Sie denn nicht traurig? Sie sehen ja nun die Marie nicht wieder!“

Doch er wehrte sich gegen die Behauptung: „Herr Leutnant, wenn ich nangsche (damit meinte er zur Reserve), wenn ich nangsche in drei Tagen, da werde ich sie wiedersehen!“

Ich verstand ihn nicht: „Wiedersehen? Sie gehen doch nach Hause, nach Langhemmersdorf?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“ „Die Marie ist aber dort hier.“ Freudestrahlend verkündete mir Martin: „Zum ersten Oktober macht sie heim, Herr Leutnant.“

Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen: „Nun — und was wird denn dann?“

„Wir machen derheime ein „Biedchen“ auf, Marie un ich, mir zwee beede, un ich hab' der Mutter schon geschrieben, Herr Leutnant!“

Kam war ja alles gut in Ordnung. Martin als „Biedcheninhaber“ in Langhemmersdorf, das war alle des Pudels Kern! Ich blieb den Abend auf meinem Zimmer. Der Kamerad von der Reserve war zu Bekannten auf ein Nachbargut geritten. Ins Wirthshaus gehen konnte ich heute natürlich auch nicht, deshalb nahm ich ein Buch vor und begann zu lesen.

Von dräben klang die Klust ununterbrochen herüber. Wie mir Martin erzählt, bliesen unsere Trompeter mit Unterstützung von ein paar Hufaren, die nothdürftig irgend ein Instrument handhaben konnten. Schön klang es natürlich nicht.

ein derblühiger, großer Bauer mit glattrastem, freundlichem Gesicht. Treuerherzig ging er auf mich zu, hob die Hand und schlug sie nach Bauernart lustlich in die dargebotene Rechte.

„Nabend ooch, Herr Leutnant! Ich heere doch nicht? Ich wollte nämlich bloß mal anfragen, wie's mit'n Tanzen is. Meine Alte is drieben und meine Tochter ooch. Sie sein ihrer wohl weise geworden, Herr Leutnant. Die große Mende — nämlich —“

Er hielt inne, und ich sagte, obwohl ich seine Tochter nicht bemerkt hatte, freundlich: „Natürlich, ja, ja — ein hübsches Mädel — nicht wahr?“

Der Bauer grinselte: „Na hübsch am Ende gerade nicht, aber e' strammes Mädel is se scho — un gut zufassen dußt se ooch in der Wirthshaus. Da is un nisch zu sagen —“

Wieder hielt er inne. Aber ich wußte schon, was das bedeuten sollte: er war von den Frauensimmern abgetand, um mich hinüber zu holen, damit ich mit ihnen tanzen sollte, zum mindesten einmal mit der Tochter. Sie hatten die Mühe, den Offizier bei sich einquartiert zu haben, nun wollten sie auch den Vortheil davon genießen, daß die anderen Weiber sich vor Reid gran argerten, wenn der Leutnant mit ihnen tanzte.

Ich konnte das. Ging ich nicht hin, so nahmen es meine braven Wirthsleute wahrscheinlich übel und legten es mir falsch aus. — „Der is hübsch“, wie es dann wohl hieß. Ging ich aber hin, so hörte ich unter Umständen meine brave Hufaren, denen die Anwesenheit des Vorgesetzten die Freude beschnitt, da sie sich doch mehr oder weniger durch meine Gegenwart geniert fühlten. So jagerte ich denn, bis der Gutsbesitzer Fiedler fragte: „Nu Herr Leutnant, wie wahrch denn also?“

Ich schlug kurz entschlossen ein, schmaltte den Sadel un, nahm Handschuh und Mäse un ging mit.

Der Saal war gefüllt voll. Natürlich herrschte untrüglige Hitze, die durch den Tabaksqualm noch erhöht wurde. Ganz hinten rechts sahen Martin und Tochter Fiedler. Sie standen verlegen auf, als wir kamen.

Ein Unteroffizier hatte „Nicht eueh“ rufen wollen bei meinem Eintreten, ich wußte jedoch natürlich ab, um die Freude nicht zu stören.

Erst auf vieles Jureden brachte ich die Familie Fiedler dazu, sich zu setzen. In Gegenwart der andern sprach der Bauer kein Wort mehr, sondern lächelte nur verlegen. Auch die blonde Tochter schwieg. Nur Frau Fiedler war gesprächig. Sie fiel sofort über mich her und hatte mich in zwei Minuten ihre ganze Lebensgeschichte erzählt, daß sie die Tochter eines Lehrers sei und in einem „Bannhosen“ gewesen sei und dergleichen mehr, nur um ihre „Bildung“ zu beweisen.

Der Bauer sah dabei und blühte stolz auf seine Frau, indem er sagte, sobald sie irgend etwas sagte, was sie in meinen Augen herausstreichend sollte. Ich hatte mir schnell die Gedächtnisblätter dieser beiden zusammengereimt: arme sehr verstandener — reicher Bauer — „Messalliance“ — Opfer wegen materieller Interessen — Heirath u. s. w. — u. s. w.

Eine Flasche Wein hatte ich bestellt, und die Familie Fiedler leerte sie ganz stot, wahrscheinlich un ich mit echter Bauernpfeifigkeit für die Einquartierung schadlos zu halten.

Um dem Mädelchwall der Frau Fiedler zu entgehen, erhob ich mich und forderte sie zum Walzer auf.

Sie machte eine unendlich komische, tiefe Verbeugung, bei der sie ganz in sich zusammenfiel, und dann drehten wir uns im Kreise, d. h. ich drehte mich, und sie wippte immer von einem Bein auf das andere. Endlich konnte ich sie wieder an unseren Tisch abgeben. Die Tochter kam dann an die Reihe. Sie, die nicht „sein thun“ wollte, tanzte viel besser den bekantnen, unendlich langsame Treber der Bauern, der mit andächtiger Miene, ernstlichen Zügen wie eine schwere Arbeit erledigt wird.

Wir waren fertig. Endlich gewann ich Zeit, mich im Saale umzusehen. Martin tanzte nicht. Er lehnte in der Nähe der Büffets, an dem das Bier ausgegeben wurde. Als er meiner Einstellung wurde, nahm er stramm Stellung.

Marie lief im Saale umher und brachte den Gästen an den Tischen die Getränke. Sie war beschäftigt, darum tanzte Martin nicht.

Blöb zwischenhindurch hat er sie häufig um einen Tanz. Sie septe die Viertelgerte fort, die sie in der Hand trug, wußte sich die Finger an der Schürze ab und schritt mit meinem Burken die drei Stufen zum Parquet des Saales hinab.

Dabei war es mir, als ob sie sich, ohne daß es Martin merkte, umdrehte und leicht mit den Achseln juckte. Ich folgte der Richtung ihrer Blicke und sah neben mir auf der anderen Seite des Büffets den Seifersdorfer Brunnemacher stehen, der einen rothen Schädell hatte, als ob er betrunken sei.

Martin tanzte mit dem Mädchen nur einmal herum, denn sie hatte ja keine Zeit. Ich verlegte seinen schwarzen Kopf durch das Gemiß auf dem Parquet und sah, wie er seine Längerin eng an sich gedrückt hielt, indem er sich ihre rechte Hand in die Hüfte legte und seine linke auf die ihre legte. Etwas Besonderes war eigentlich nicht daran, denn so pflegen es unsere Leute alle zu machen.

draben Marie nie zugetraut hätte, das Mädchen losließ, trat plötzlich der Brunnemacher auf sie zu und sagte ihr laut: „Marie, du wilst dich mit mir eueen riskiren.“

Sie jagerte und sah Martin angrifflich an, der sie bei der Hand nahm und sie fortziehen wollte.

Aber der Brunnemacher litt es nicht. Er rief: „Marie, komm zu mir her, oder —“

Dabei machte er eine Gebärde mit der abgetrennten Hand, als wollte er dem Hufaren eine Ohrfeige geben, doch dieser beherrschte sich vollkommen, that so, als hätte er nichts vernommen und setzte bloß das Mädchen fort.

Der Wirth und ein paar Leute in der Nähe schoben sich davor, so daß die Gruppe getrennt ward.

Ich aber hielt es an der Zeit, mich davon zu machen. Betrunknen soll man aus dem Wege gehen, vor allem aber war es bei uns Offiziere stillschweigendes Uebereinkommen, in solchen Fällen beiseite zu bleiben. Helfen konnte ich doch nicht. Ein Einstricken war immer bedenklich, denn wenn ich den Hufaren, die womöglich auch ein wenig zu viel am Büffet gethan hatten, etwas befehl, so mußte ich auch dafür sorgen, daß meinem Befehle gehorcht wurde. (Geshah dies aber nicht, so lag ein Fall von Gehorsamsverweigerung vor, bei dem nach militärischem Rechtsgrundhug Trunkenheit kein Strafmilderungsgrund war.)

Ich steuerte deshalb schleunigst durch den Saal zu meinen Wirthsleuten am Tisch, um mich schnell zu verabschieden, und freute mich, daß die Sache noch so vorübergegangen war. Denn es schien wieder alles in Ordnung zu sein. Müßel und Tanz gingen ruhig weiter und die Ansammlung am Büffet hatte sich wieder verlaufen.

Um Allem vorzubeugen, beschloß ich, nachdem ich im Freien war, den Wachmeister rufen zu lassen und ihm zu sagen, er möchte Martin mir sofort ins Quartier schicken, in meinem Saal wäre ein Pferd los. Dadurch entriß ich den armen Kerl aller weiterer Gefahr.

Eben wollte ich Frau Fiedler ein Wort sagen, als ich plötzlich an anderen Ende des Saales noch einmal Herrn erhob. Ich hörte deutlich den Brunnemacher rufen: „Aber aloobt wohl, ihr feue mehr wie die Civilisten, daß ihr eueen nur so die Mädeln wegnehmen könnt. Ihr dummen Pfefferkuchentreiter ih!“

Sofort schrien mehrere Stimmen durcheinander, und die Tänzer liehen ihre Tänzerinnen los. Der Kern wuchs. Die Hufaren kamen von allen Seiten herbei.

Martin rief: „Halt's Maul, rathe ich dir!“

Und denn der Brunnemacher: „Kannst nur mal ran!“

Teuflich vernahm ich wieder Martin: „Gloobst du, ich fürchte mich vor so'n lappigen Brunnemacher!“

Da fürzte sich der Brunnemacher auf meinen Burken. Sie fuhren auf einander ein, packten sich und tanzten. Die Musik schwieg. Auch Fiedler's waren aufgesprungen. Die Tische leerten sich, und Alles drangte zu den Kampfen hinüber.

Kühn mit ansehen durfte ich das nicht, da ich nun unglücklicher Weise einmal da war.

An dem Gesche, das sich erhoben hatte, ward meine Stimme doch verhallt. Schon fand ich allein im Hintergrund des Saales, während Alles nach vorn gelauert war, um die Streitenden zu umringen.

Deshalb rief ich schnell den Trompeter Wohlfahrt herbei, den ältesten meiner Trompeter, der die Tanzmusik leitete. Trompeter Wohlfahrt, gehen Sie sofort hinaus und blasen Sie „Gala-dronenru!“

Der dicke Trompeter sah mich einen Augenblick verdutzt an; er wußte gar nicht, wie ihm geschah, das alles war so schnell gekommen. Aber der Gehorsam fuhr ihm in die Glieder, und als ich noch „Aber Trab“ hinzugesagte, lief er mit einem: „Zu Befehl, Herr Leutnant“ davon und sprang, da er sich seinen Weg zu bahnen vermochte, endlich, als echter Hufar durch das offene niedrige Fenster in den Garten.

Während ich unruhig auf das Signal wartete und näher heranzuging, tobte der Lärm weiter. Von allen Seiten waren Hufaren auf den Brunnemacher eingetanzten, den eine Herde Bauernjungen vertheidigte. Die Frauenzimmer waren freischend in eine Ecke geflohen. Wirth, Gutsbesitzer, Fiedler und der Wachmeister suchten zu beruhigen. Es half nichts. Schon hoben sich die Ränke — als endlich von der Straße der schmetternd Trompeter Wohlfahrts Signal ertonte.

Trotzig stand der Brunnemacher da und stemmte die Arme ein. Marie lehnte freudeleich am Büffet.

Als Martin sich umwandte rief ihm sein Oeuner höflich zu: „Och! nur hübsch schlafen. Wir tanzen weiter — nicht wahr Marie?“ Dabei schritt er auf das Mädchen zu und löste sie um die Taille.

Martin hatte noch einmal gedauert. Pöflich ward er purpuroth, als er sah, wie der Brunnemacher Marie angriffte. Nieß einen Wuthschrei aus und stürzte auf seinen Feind. Aber dieser ergriff im letzten Augenblick ein Bierglas und ließ es mit voller Wucht auf Martins Kopf niederfallen, daß die Scherben herumspritzten.

Ich sprang herzu. Martin lag blutüberströmt am Boden. Er regte kein Glied. Die Bauernjungen waren plötzlich ermannt, als sie Blut sahen, und drängten fort, während der Brunnemacher stehen blieb. Das Mädchen war verblüdet.

Ein paar Unteroffiziere kamen herbei. Ich ließ den Brunnemacher arrestiren.

Sofort wurde Martin auf einen Tisch gehoben, von dem wir die Gläser eiligst abräumten, wir knieten ihm die Atilla an und lösten die Halsbinde — wir erlankten es sehr bald — er war tod!

Der Saal hatte sich geleert. Nur der Wachmeister und ich standen noch neben dem Tisch, auf dem der arme Martin lag, und in dem Augenblick — wie es einem manchmal sonderbar geht — dachte ich plötzlich an meine Fuchshüte Georgette, das einzige, wirkliche Wesen, das er geküßt hatte, und das nun keinen Pfleger mehr besah.

Aber da klang von neuem das Signal. Der königliche Dienst rief. Ein ander Bild. Die Welt ist rund und muß sich drehen!“

Eine hübsche Geschichte

aus dem Leben des Herzogs von Coburg (jetzt Herzog von Coburg-Gotha) bringen die „Mittheil.“ Vor einigen Jahren, während der Herzog und die Herzogin in Malta waren, gaben dieselben ein Concert in ihrem Hause in San Antonio. Der Herzog, als ein begabter Musikant bekannt, erhob sich zu einem Violin solo und wurde bei seinem Auftreten mit einem Sturm von Applaus empfangen. Bevor er anfing, wollte er die Saiten seines Instrumentes stimmen, bemerkte aber zu seinem Erstaunen, daß sämtliche Saiten auf der Violine verkehrt angepannt waren. Der Herzog schien darüber sehr ärgerlich zu sein und verlangte eine andere Geige, die ihm alsbald gebracht wurde. Diese war in guter Ordnung und kräftig begann er den Vogen mit Colopacium zu streichen. Dann stellte es sich in Position und begann — aber o Schrecken, seinen Ton konnte er dem Instrument entlocken. Lautlos hatten seine Geige bisher sich enthalten, aber bei den trampfahnen Verlusten, die schönsten Töne hervorbringen, indem er lautlos auf- und abwärts über die Violine fuhr, verzog sich die Gesicht der Anwesenden, nur mit größter Mühe ward der laute Ausbruch der Heiterkeit unterdrückt. Ernsthaft betrachtete jetzt der Herzog seinen Violinbogen und seine Colopaciumdose und fand letztere gefüllt mit Schaberpech, womit er den Vogen betrachten hatte. Er konnte nun den Gähnen das Resultat seiner Untersuchung mittheilen, stimmte aber herzlich mit ein in das jetzt ausbrechende Gelächter. Sein Bruder, Prinz Georg, der jetzige Herzog von York, gab ihm aber bald die Gewisheit wer ihm diesen Streich gespielt habe.

Ein Wälinger-Geim.

Bei den archaischen Forschungen, die Professor Cesar Montanus und Dr. G. Wälinger vor einiger Zeit im südlichen Schweden vorgenommen haben, wurden auf einem Acker Nebe der Wohnung, die aus der Wälingerzeit stammen, gefunden. Mit Ausnahme der Gegend bei Birka am Malariee, das in alter Zeit eine Handelsstadt war, sind derartige Ueberbleibsel sonst in Schweden nicht gefunden worden. Nach den auf dem entdeckten Platz vergrabenen zahlreichen Thonstücken zu urtheilen, ist das Haus mit Lehm bestrichen gewesen. Die Feuerstätte war in der Vorderecke des Hauses eingegraben und der Boden bestand aus feigetränkter Erde, in der eine Menge größerer und kleinerer Krugstücken, die verschieden verziert waren, gefunden wurden. Ferner fand man mehrere Messer aus Eisen und einen eisernen Thorn. Bei dem einen Gefäß, wo nach Angaben der nordischen Sagen wahrscheinlich die Frauen ihren Pöge gehabt haben, wurden mehrere Steinbecken von verschiedener Form und Verhältnisse, sowie Theile einiger Bronzeschmuckstücke entdeckt. Besonders bemerkenswerth ist, daß beim östlichen Gefäß dicht an der Oberfläche eine Urne, die Knochen aus der Bronzezeit enthielt, gefunden wurde. Bei fortgesetzter Nachsicherung fand man in der Nähe mehrere andere ähnliche Urnen, die außer Knochen auch verschiedene Bronzeschmuckstücke, wie ein Armband, einen Ring, ein Messer, ein eisernes Schwert u. s. w. enthielten.

„Wälinger-Geim.“

„Wälinger-Geim.“

„Wälinger-Geim.“